

# Rüfen und Rhein im Leben unserer Vorfahren

Autor(en): **Meng, J.U.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **18 (1976)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-550519>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Rüfen und Rhein im Leben unserer Vorfahren

von J. Ulr. Meng

Unseren Nachkommen wird es dereinst nicht schwerfallen, ein zutreffendes Bild vom heutigen Aussehen unseres Tales sich zu verschaffen. Es werden ihnen gar mancherlei Mittel zur Verfügung stehen. Denken wir nur an die Vorzüge des Sichtbildes, den Film, Pläne und ausgezeichnetes Kartenmaterial, Kataster und Güterverzeichnisse. Nicht so einfach ist es für uns Gegenwärtige, uns eine wirklichkeitsnahe Vorstellung vom früheren Aussehen der engeren Heimat zu bilden, da alle die genannten Mittel damals noch fehlten. So stammt die erste kartographische Aufnahme unseres Tales aus dem Jahre 1805. Sie weist sehr wenige Einzelheiten auf.

Wollen wir aber trotzdem darauf bestehen, ein Bild unserer Landschaft aus früherer Zeit zu entwerfen, so müssen wir zu den Urkunden, den Verträgen, Abkommen und zu den Gerichtsurteilen Zuflucht nehmen. Wir beachten ferner die topographische Gestaltung, die hydrographischen Verhältnisse, die Tätigkeit der Rüfen und des Rheins. Es gilt also, aus zahlreichen Steinchen mit viel Geduld und Zeitaufwand ein Gefüge zusammensetzen, das dann wie ein antikes Mosaik eine bildliche Darstellung zum Ausdruck bringt.

Die Natur schafft uns bei der Würdigung der Verhältnisse den äußeren Rahmen. Dieser hat sich in seiner Wuchtigkeit wohl kaum wesentlich verändert. Anders dürfte es aber mit dem Antlitz der Landschaft sein. Rüfen und Runsen zersägen und zerfressen in kontinuierlicher Folge die Bergflanken und türmen das oben ausgewaschene Geschiebe am Fuße der

Hänge auf. In jahrtausendlanger Arbeit haben die zahlreichen Wildbäche und Rüfen von der Scalära zwischen Chur und Trimmis bis zur Lochrüfe vor der Luziensteig in ihrem Unterlauf die mächtigen Schuttkegel aufgetürmt, die unserer Talschaft ihr eigenartiges, wellenförmiges Antlitz geben. Keine einzige Ortschaft im Talgrund zwischen Pizokel und Fläscherberg, ausgenommen Haldenstein, ist «rüfesicher». Andererseits sind diese Wildbäche oder zum mindesten die manierlicheren von ihnen das Lebenselement der Dörfer. Sie lieferten zu allen Zeiten das notwendige Trink- und Tränkewasser. Sie ermöglichten die Bewässerung der durstenden Fluren. Ihre Stoßkraft trieb seit altersher die Mühlen, die Stampfen, die Hanfreiben und die Brettersägen. Es ist deshalb kein Zufall, daß die Rheintaler Dörfer ausgerechnet am Austritt eines beständigen Bergbaches aus seiner Schlucht und nicht auf dem talwärts liegenden Schuttfächer einst in kluger Voraussicht gegründet wurden. So bildete die Dorfrüfe für Trimmis, der Cosenzbach für Untervaz das Lebenselement. Malans versorgte sich in früherer Zeit wohl mit dem Wasser aus dem Cazienzerbach, während Jenins und Maienfeld aus der Tailer und aus der Lochrüfe ihren Wasserbedarf deckten.

Anders lagen die Verhältnisse bei Zizers und Igis. Deren Siedlungsräume liegen am Rand des vom Rhein ausgefressenen Schuttkegels der Rüfen, die vom Valzeinerberg herunter riesige Schuttfächer abgelagert haben. Die größte Wölbung dieser Aufschüttung ist

30—40 m höher als der Boden, den der Rhein angeschwemmt hat. Der Talstrom, vom Calanda und vom Cosenzbach ostwärts geschoben, spülte in ausgiebiger Arbeit die Gesschiebemassen des Schlundtobels weg, so daß ein hohes Bord vom Rapakuck über Friedau, Gärbe zum Castalet entstand. Am Fuße dieser Böschung traten und treten heute noch die unterirdisch abfließenden Bergwasser hervor. Diese dauernd fließenden Brunnen am Fuße des Rheinbordes bei der Zizerser Gerbe und bei den «Alten Brunnen» waren offenbar für die Siedlungsform der beiden Dörfer entscheidend.

Gar manches, was die Rufen im Laufe der Jahrtausende weggespült oder zugedeckt haben, steht aufgezeichnet in örtlichen Protokollen und Chroniken. Vieles wurde aber auch durch die Überlieferung weitergegeben und lebt in dieser Form weiter. Aufzeichnungen berichten auch davon, wie die Nachbargemeinden mit allen erdenklichen Mitteln die Rufen gegenseitig zuschupften. Im Gemeindearchiv von Trimmis berichten nicht weniger als 10 Dokumente von «Spähnen», «Stätten» und Urteilen zwischen Chur und dem alten Trimmis. Derartige Streitfälle wiederholten sich von 1527 an bis 1811 fast mit der Regelmäßigkeit der Murgänge. Daß dabei auch die Advokaten vor dem hohen «Puntsgericht» zum Worte kamen, geht aus dem Fischerschen Gedicht «Die Geister im Scaläratobel» hervor, wo es bezeichnend heißt:

«Drum mögen wohl da drinnen die  
Advokaten  
Auf Aktenstößen ihre Zungen braten.»

Aber auch die ungezählten alten Rinnen und Runsen, die heute mit Gebüsch und schütterem Wald bestanden sind, erzählen sehr anschaulich, daß die bösen Tobelgeister auch außerhalb Scalära recht wenig um «puntsgerichtliche» Urteilen, Spruchbriefe und Abkommen sich kümmerten. Nur zu oft wurden die steinernen Grenzmarken vom Wildwasser weggespült, so daß man sich genötigt sah, sog. Rufenmarken als Fixpunkte außerhalb des eigentlichen «Runstes» zu setzen

und diese protokollarisch zu bezeichnen. Es ist wohl überflüssig, in diesem Zusammenhang über die Tätigkeit unserer Rufen im einzelnen zu berichten. Fast jedes Jahr verwandelten sich die wenig Wasser führenden Bäche zur Zeit der Schneeschmelze oder während eines Gewitters zu reißenden Wildwassern, die in ihrem Bereich alles zerstörten, was menschliche Hand geschaffen hatte. Um zu zeigen, welche Dauerlast die Rufen immer wieder verursachen, führen wir als Beispiel die Gemeinde Trimmis an. Nicht weniger als 6 Wildbäche, die kleineren Runsen an den Bergflanken gar nicht eingerechnet, entstehen auf deren Gebiet und ergießen sich bei Gewitter oder andauerndem Regen mit gewaltigen Schuttmassen ins Tal. Es ist naheliegend, daß die Verbauungskosten und Rufenlasten sich entsprechend aufdrängen. So haben diese Wildbäche innert 5 Dezennien 400 000 Franken für Verbauungen notwendig gemacht. Diese Gemeinde hat somit eine durchschnittliche Aufwendung von 8000 bis 10 000 Franken pro Jahr zur Verhütung von Rufeschaden verausgabt, was eine Perimetersteuer von 1,3 ‰ Gebäudewert und 5 Franken pro tausend Klafter Grundbesitz notwendig machte.

Zum Glück sind die Rheintaler Gemeinden heute in bezug auf die Bekämpfung der Wildwasser nicht mehr allein auf sich selber angewiesen, wie das noch vor hundert Jahren der Fall war. Entsprechend gering waren aber in frühern Zeiten auch die Erfolge im Kampf mit den Rufen. Man begnügte sich zur Hauptsache bei einem Rufegang damit, die gefährdeten Ausbruchstellen durch gefällte Tannen, sogenannten Püschchen, zu verlegen und diese mit schweren Steinen zu belasten. In vielen Fällen genügten derlei Maßnahmen des Uferschutzes nicht, so daß der Wildbach überbordete, sich ins nahe Kulturland ergoß, oft auch die menschlichen Wohnstätten beschädigte oder gar zerstörte. Am schlimmsten war es wohl dort, wo eine Rufe als Grenzgewässer zwischen zwei Gemeinden durch beabsichtigte Schupferei in ihrem Lauf beeinflusst wurde, wie wir von derartigen «Spähnen und Stößen» bereits vernommen haben.

Trotz der oft ungenügenden Abwehrmittel und der ebenso ungenügenden Zusammenarbeit zwischen den einzelnen Gemeinden müssen wir Gegenwärtigen die geleisteten Sicherungsarbeiten unserer Vorfahren voll anerkennen und bewundern. Was sie ausführten im Kampf mit den Naturgewalten, taten sie aus eigener Kraft, ohne jegliche fremde Hilfe, ohne Subventionen. Sie verrichteten die notwendige Kulturarbeit im sogenannten Gemeindewerk, wobei die Leistungen wohl gebucht und gutgeschrieben, aber ohne bare Entschädigung verrechnet wurden. Es war Fronarbeit, ein Tagwerk jedes Gemeindegossen zum Schutze der Heimat. Nur auf diese Weise war es möglich, den Kampf mit den Rufen erfolgreich zu führen und das der Gefährdung abgerungene Land unter den Pflug oder unter die Sense zu bringen. Sprechende Beweise für dieses immense Kolonisationswerk, das wir heute noch bewundern müssen, sind die gewaltigen Feldsteinhaufen und Mauern in dem urbar gemachten Land, sind ferner die zahlreichen Umfassungsmauern von Äckern und Wiesen, die nicht bloß dem Wildwasser wehrten, sondern auch die kalten Nordwinde aufhielten.

Die Urbarisierung der heute fruchtbaren Auenlandschaft zwischen Plessur, Landquart und Ellhorn beidseitig des Rheins steht im engsten Zusammenhang mit dem Kampf der Vorfahren gegen Überschwemmungen des Talflusses. Mit Sicherheit darf angenommen werden, daß noch im Spätmittelalter, also um die Mitte des 14. Jahrhunderts, das eigentliche Kulturland sich allgemein nur bis an das steil abfallende Rheinbord, also bis an die Linie, wo der Rhein die Rüfeschtkegel anriß, ausdehnte. Der Wasserlauf hatte zwischen Calandafuß und den Ablagerungen der Rufen in dem ausgedehnten Raum viel zuviel Freiheit, weshalb er je nach Wasserstand und Geschiefeführung bald links, bald rechts, bald geschlossen, bald wieder in zahlreiche Rinnale und Arme aufgelöst den Talgrund beherrschte. Er mag mit seinem Flußlauf einen ähnlichen Anblick gewährt haben, wie ihn die Maggia im Tessin heute noch zeigt, wo der

Talboden eine breite Kies- und Sandwüste bildet und den Anwohnern lediglich den Fuß der Berge und die Schuttkegel der Seitenbäche überläßt.

Wohl wurden schon um 1480 Versuche gemacht, die Gewalt des Rheins zu brechen. Da die finanziellen und technischen Mittel aber beschränkt waren, begnügte man sich, sogenannte Schupfwuhre zu errichten und damit den Fluß auf die gegenüberliegende Seite abzulenken. Der liebe Nachbar ennet dem Wasser mochte dann sehen, wie er mit dem unerwünschten Gesellen fertig wurde. Diese Art Selbsthilfe führte denn auch, ähnlich wie bei der Ableitung der Rufen, dauernd zu Streitfällen und Abkommen. Man begnügte sich bei derartigen Tagfahrten, vor den Bundesrichtern einander vor allem die Fehler vorzuhalten, und versprach sich gegenseitig, auch in Zukunft von solchen abzusehen. Durchwegs wurden vom Gericht frühere Entscheide «konfirmiert» oder «bestätet». Über derartige Meinungsverschiedenheiten und gerichtliche Urteile liegt im Archiv von Trimmis eine Reihe Dokumente. Das erste ist datiert vom 23. Oktober 1540 und behandelt einen Wuhrstreit zwischen Trimmis und Untervaz. Anno 1574 wurden Zizers und Trimmis der erstellten Schupfwuhre wegen mit Untervaz uneins. Ähnliche Auseinandersetzungen hatte Trimmis mit Untervaz im Jahr 1600 und 1700, während Trimmis und Haldenstein der Rheinwuhre wegen 1744 und 1761 Prozesse führten.

Alle diese über zwei Jahrhunderte dauernden Wuhrstreitigkeiten zwischen den Nachbargemeinden wurden aber erst durch die Zusammenarbeit von Bund, Kanton und Gemeinden endgültig behoben.

Es mögen in diesem Zusammenhang noch einige Angaben über die technische Seite dieser Wuhrbauten angeführt werden. Die Arbeiten an den Rheinwuhren wurden im Hinblick auf den niedern Wasserstand während der Wintermonate ausgeführt. Zuerst wurde ein massiger Damm aus Schottermaterial aufgefüllt. Dieser bildete den eigentlichen Kern der Anlage. Er wurde nachher mit schweren, am Calanda gebrochenen Kalkblöcken ver-

kleidet. Um den Transport vom Steinbruch zur Baustelle bewerkstelligen zu können, mußte eine Brücke über den Rhein geschlagen werden. Diese bestand aus einfachen Holzjochen und einer schmalen Fahrbahn darauf. Bevor die Verwendung von Geleiseschienen üblich wurde, lud man die schweren Steine auf niedere Rollschemel; diese bestanden aus zwei niederen Holzwalzen und einem Ladetisch. Als Vorspann verwendete man «Menen», wie es in einem Hochgerichtsprotokoll von 1538 heißt. Die Mene war ein Gespann aus zwei Ochsen. Als dann in der neuern Zeit allgemein Rollbahnen zur Anwendung kamen, änderten sich natürlicherweise auch die ursprünglichen Transportverhältnisse im Wuhrbau.

Nicht weniger gefährlich und beherrschend als der Rhein war in ihrem Mündungsgebiet die Landquart. Sie bildete einen flachen, breiten Schwemmkegel, der vom heutigen Mühlbach bei den Fabriken Landquart bis hinüber an den Rüfenschuttkegel der Malanser und Jeninser Wildbäche reichte. Auf der erwähnten Karte vom Jahre 1803 erkennt man den Wasserlauf, der in mehreren weitausholenden Schleifen östlich vom Plantahof durch das heutige ausgedehnte Wiesengelände zwischen Fabrikkanal und Landquartlauf den Weg nach dem Rhein nahm. Das ganze, heute fruchtbare Gelände muß offenbar noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts (vergl. Carl Ulysses von Salis, um 1810) noch eine trostlose Sumpflandschaft gewesen sein. Salis schreibt in prophetischer Weise:

«Anstatt des von Verheerung umgebenen Zollhauses zaubere man sich in der Wüste zwischen Rhein und Landquart (Fluß) eine der schönsten, durch Bearbeitung gewonne-

nen Gegenden, geziert durch einen wohlgebauten Flecken, den Kaufleute, Fabrikanten und Landwirte beleben. Keine Lage in Bünden bietet mehr Vorteile zu einer solchen Ansiedlung dar, als diese, und sie könnte das Mittel abgeben, eine totale Umwälzung im ökonomischen und industriösen Zustande des Landes zuwege zu bringen.»

Was C. Ulysses v. Salis in visioneller Weise hier als Möglichkeit voraussieht, ist kaum hundert Jahre später Wirklichkeit geworden. Der Bau und die Eröffnung der damaligen ostschweizerischen Bahn im Jahr 1858 mit dem Anschluß des Prättigaus und Davos durch eine ausgebaute Poststraße, vor allem aber die Verkehrsentwicklung seit der Eröffnung der RhB, haben einzigartige Wunder vollbracht. Aus einer durch den Landquartfluß und Rhein jahrhundertlang gefährdeten Schutt- und Schlammwüste ist innert hundert Jahren eine blühende, gewerbe- und verkehrsreiche Ortschaft entstanden, die eingerahmt ist von einer fruchtbaren Landschaft, in welcher auch die älteste bündnerische Industrieanlage ihren bevorzugten Platz gefunden hat.

Wenn auch das Beispiel von Landquart in seiner Art und in seinem Ausmaß einzig dasteht, so muß anderseits doch festgestellt werden, daß auch in den übrigen Gebieten des Churer Rheintals, wo in früheren Jahrhunderten Rufen und Rhein ein steter Albdruck der Bevölkerung bildeten, unsere Vorfahren dank unermesslichen Fleißes, dank auch eines nie erlahmenden Willens kulturelle Werte geschaffen haben, deren Segnungen allzuoft als Selbstverständlichkeit hingenommen werden. Ihr Schaffen und Wirken mag uns Ansporn sein, jene Aufgaben zu erfüllen, die die Zeit uns vorgehalten hat.





Kaltwadel

Toni Nigg

Toni Nigg: Eselskopf, Zirkus Knie, Azetat-Kaltnadel, 1958.